

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Zwieklitsch, „Eldorado“, April. Heute früh bekam ich die Nachricht aus Berlin von Justizrat Klinghammer, daß sich schon nach dem ersten Aufruf in den englischen Blättern der gewisse Edmund von Rehn als lebend und gesund gemeldet habe, in Tonking angefaßt als wohlhabender Mann und Besitzer eines Teehauses, vulgo Opiumkneipe. Er habe zwei Berliner Anwälte mit seiner Vertretung betraut. Die Beweise, daß er der Gesuchte sei, würden vorgelegt werden.

Eben war der Groß-Kunow hier. Nicht zum erstenmal. Er hat mich fast jedesmal aufgesucht, wenn er in Geschäften zur Stadt kam, und ich bin auch öfter draußen gewesen.

Ich sprach mit ihm über meine Erbschaftsangelegenheit. Er schwieg eine lange Weile, am Fenster stehend.

„Wenn dieser Kerl wirklich mit dem Bruder Ihrer Tante identisch ist, Rehn,“ klang es endlich von dorthin, „dann stehen Sie vis-à-vis de rien. Ihre Tante ist mir unverständlich. Wenn sie nicht die Beweise seines Todes hatte, na — ich will Sie nun endlich allein lassen. Sie wissen ja, wo ich zu finden bin. In Groß-Kunow sind Sie jederzeit willkommen; beim alten Kallwein finden Sie Rat und Tat. Aber erst mal mit sich selbst ins reine kommen — mit dem, was man so Schicksal nennt. Kopf hoch, Mann!“

Er gab mir die Hand und ging.

Ja. Ein Freund zu Rat und Tat, ein väterlicher Freund, den ich stolz bin zu besitzen, stolz wie ich war auf Gräfin Wandas Freundschaft. Und dennoch — keine reine Freude dran! Ein bitter peinvolles Gefühl schiebt sich zwischen den Kunow und mich. Ich weiß von mehr als einer Seite, wie gern er mir mehr noch sein würde als väterlicher Freund, wie gern wirklich Vater. Er hat keinen Sohn und das soll der Schmerz seines Lebens gewesen sein. Aber selbst wenn ich ihn verlernen müßte — ich kann nicht ihm zuliebe seine Tochter heiraten. Umgekehrt den Schwiegervater um der Frau willen in den Kauf nehmen, ist kein so schweres Opfer, aber eine Frau wegen des Schwiegervaters heiraten — nein! Gewiß, mir sibt das Messer an der Kehle wie wenigen, und manche würden nicht verstehen, daß ich nicht zugreife mit beiden Händen, aber ich kann mich nicht überwinden, ich denke noch genau so wie an jenem Jagdtage in Groß-Kunow. Eben überlas ich wieder die Stelle in diesem Buch: „Es muß furchtbar sein, wenn einem das Messer derart an der Kehle sibt, daß er in diesen sauren grünen Apfel beißen muß.“ Ich kann mir von ihm, der sonst so klug und so vornehm von Gesinnung ist, nur das eine nicht recht denken, daß er mir das Mädchen geben würde, wenn ich jetzt oder bald um sie anhielte, wo er sich doch sagen müßte, weshalb ich's täte! Mir hat's Tante

Lilli noch kurz vor ihrem Tode, Gräfin Wietersberg auf dem Basarball, Boncalet, sogar Beyingslöwen einmal auf einem unserer Ritte gesagt, der Baron habe sich ziemlich ununwunden geäußert, daß ich ihm als Schwiegerjohn willkommen wäre. Man weiß ja schließlich nicht, wie alles kommt, und Boncalet meinte bei seinem letzten Besuch, man solle gerade, was verlieben und verloben betrifft, nie etwas verschwören, denn eben da geschähe meistens das Gegenteil von dem, was man erwartet habe. Die große heiße Wunde meines Herzens ist noch so frisch, daß mir der Gedanke überhaupt an irgend eine Beziehung zu einer anderen Frau einen seelischen und physischen Widerwillen erregt.

Ich bin oft in Groß-Kunow und fühle mich unbeschreiblich wohl dort, so vieles erinnert mich an mein liebes altes Elternhaus. Auch das war so friedlich, so ein bißchen altväterlich vornehm, so gemütlich. Selbst die Diensteute, der alte Diener Lütlich und die freundlich rundliche Kamjell, erinnern mich an unsere Leute zu Hause. Ich würde gern, wenn hier alles geregelt ist, einige Wochen dort weilen, um wieder zu mir selbst zu kommen; aber dann ist die kleine wieder zurück. Jetzt ist sie nämlich nicht da, sondern in Berlin, zum Besuch bei einer verheirateten Cousine. Ich habe das dunkle Gefühl, daß sie da etwas dressiert werden soll, ob indirekt für mich? Es tut mir zu leid um den Vater, daß ich ihm den Gefallen nicht tun kann. Ich fahre heute abend zum letztenmal hinaus.

„Eldorado“, April. Auf dem Tische liegt mein Abschiedsgesuch und ein Inserat fürs Kreisblatt, um Apollo zu verkaufen.

Da liegen die beiden Schreiben schon seit heute nacht und sind nicht abgeschickt, und jetzt ist's wieder Nacht. Mich hat's gepackt . . . ich fühle jetzt, was es sagen will: Uniform ausziehen, Apollo hergeben, heraus aus dem Beruf, der mir der einzige war von klein auf — der einzige! Herunter vom Pferde! Zivil! Zu Fuß. Und was dann? Wohin? Zum Hinsetzen und Ueberlegen habe ich nicht einmal Zeit. Geld borgen, um irgend etwas anzufangen? Von wem? Wann wieder geben können? Der Baron Kallwein würde wohl Rat wissen . . . Gräfin Wanda auch. Die sind aber beide ausgeschlossen, da kann ich nicht hingehen und sagen: Sorgt mir Geld und gebt mir Rat! Manche Dinge sind unmöglich. Ich grübele und denke und . . .

Eben war Brenden II hier, der jetzt Adjutant ist bei Radwiz. Ich war doch anfangs etwas frappiert und verlegt, daß er meine Mitteilung von dem endgültigen Abschlusse meiner bisherigen Laufbahn so heiter gleichgültig aufnahm, bis er auf einmal die beiden adressierten Briefe liegen sah und danach griff. Dann sagte er, mich mit einem Blick ansehend, als hielte er mich für nicht ganz normal: „Sie sind wohl krank, Rehn? Sie wollen den Rock ausziehen? Vom Pferd runter? — Sie!? Versicherungsagent, Weinreisender werden, Zigarettenspritze an der Ecke bei Löser & Wolff! Meine Kundschaft ist Ihnen sicher.“ Er lachte und schlug mir derb

auf die Schulter. „Mensch, gehen Sie erst mal auf meine Kosten in eine Nervenheilanstalt, und wenn Sie wieder normal sind, dann heiraten Sie die Tochter vom alten Kallwein. So ein einfaches Lustmittelsmittel — und das fällt Ihnen nicht von selber ein?“

„Weil ich kein Mädchen heirate um ihres Geldes willen, ein Mädchen, das ich nicht liebe, nicht lieben kann,“ sagte ich scharf.

„Warum denn nicht?“ fragte er und riß seine großen himmelblauen Augen erstaunt auf. „Ein frisches Mädel von siebzehn Jahren — und eine solche Mitgift, und das Groß-Runow und ein Schwiegervater, wie man ihn sich malen möchte. Und die tadellose Familie — nicht daran zu tippen nach allen Richtungen hin und — Sie können das Mädchen nicht lieben! Nun, Nehn, Sie tun mir wirklich leid! Großer Himmel, was ist nicht schon alles geheiratet worden — ohne Liebe, aus allen möglichen Gründen, und die Geschichte ging meist öfter gut und seltener schief als die Heiraten, die mit einer Liebesgeschichte anfangen.“

So redete er noch eine ganze Weile, und ich sagte immer weniger und wurde immer stiller; ich hätte ihm doch nie begreiflich gemacht, wie es in mir aussah. Und wenn ich ihm gar von Tatiana gesprochen hätte! Ich glaube, er hätte mir ins Gesicht gelacht. Er war mir mit all seiner Liebenswürdigkeit und seinem nicht zu leugnenden Schneid nie sehr sympathisch. Er erinnerte zu sehr an den richtigen Kommissleutnant, manchmal mit einem Stich in die „Fliegenden Blätter“.

Endlich stand er auf. „Na, wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen,“ meinte er achselzuckend, „und wenn es Ihnen so leicht wird, den Kord auszuwickeln und zu Fuß herumzubummeln, dann schaffen Sie sich mal erst ein andres Zivil an. Ich kann ja wohl die Briefe da gleich in den Kasten stecken.“

Ich nahm sie ihm fort und warf sie in die Schreibstischlade.

„Na, ich denke auch,“ meinte er lachend, „Sie überlegen sich die Sache noch mal. Ich fahre morgen nach Groß-Runow auf einen Kapitalen — und werde Ihnen ‚Schritt machen‘ für das Rennen.“

Ich bin in Groß-Runow und habe die Absicht, ohne Nervenanstatorium normal zu handeln und Lilli Kallwein zu heiraten. Mir bleibt eigentlich nichts anderes übrig. Ich habe mich zu überwinden versucht, mir Brendens Auffassung zu eigen zu machen, und es ist mir, hoffe ich, gelungen.

Groß-Runow. Wieder bin ich abgelenkt von meinem eigenen Geschick durch das Schicksal anderer Menschen, die mir sehr nahe stehen. Begingslöwen ist in San Remo nach schwerem, geduldig getragenen Leiden verschieden. Schon lange war er herzleidend gewesen; nachdem er den Dienst quittiert hatte, verschlummerte sich das tapfer getragene Nabel bald, um verhältnismäßig rasch zum Ende zu führen. Noch kurz vor seinem Tode bekam ich einen Brief von ihm, worin er mich anredet: „Mein lieber junger Freund.“ — Unter viel Schönerm und Freundlichem, was mich persönlich betrifft, schreibt er, daß er gewußt habe, er würde nicht so lange leben, um hindernd zwischen zwei jungen Menschen zu stehen, die sich wahrhaft lieben — seine Frau und Poncalet! Nur deshalb habe er damals das Opfer seiner Frau angenommen, weil er ein vollkommenes Glück, ein reines Glück für sie wollte und dieses auf natürlichem Wege kommen sah. Er sei schon damals von der nur noch kurz bemessenen Dauer seines Lebens überzeugt gewesen, und jetzt fühle er, daß es sich wohl nur noch um Tage handeln könne. Wenig Menschen, schreibt er, wäre wohl ein so schöner Tod vergönnt, daß sie sich sagen könnten: Mit einem einfachen Sterben hinterläßt du denen, die du lieb hast, ein Erbe des Glücks. . . „Helfen Sie mir dazu, daß es auch so geschieht,“ bittet er.

Und wie damals, als anstatt der erwarteten Geliebten Poncalet kam, um mir seinen letzten Willen anzuvertrauen, verank alles eigene Weh vor dem Schicksal dieser drei Menschen. Wo war Poncalet? Tot? Doch wohl, denn er war nicht der Mann, der mit solchem Wort und Entschluß sprach und vielleicht monatelang auf eine Gelegenheit wartete. Ich hatte nichts mehr von ihm gehört. Er war mit niemand im Regiment sonst befreundet. Ich wußte, daß er ging, um zu sterben, und kann kaum an seinem Tode zweifeln. Aber immerhin war es möglich, daß er es vermied, unmittelbar an die Ausführung seines Entschlusses zu

gehen. Wäre der Trennung sein Tod auf dem Fuße gefolgt, so hätte dies den Verdacht der edlen Frau erregen und sie um den Frieden bringen müssen, den er ihr geben wollte.

Groß-Runow, Juli. Es ist Abend, ein klarer, friedvoller Samstagabend. Ich sitze am Fenster und schreibe. Die milde Luft voll Blumendüfte, besonders der Rosen unter meinem Fenster, kommt ab und zu weich zu mir herein. Die hohen, fast schwarzen Tore drüben am Parkgitter stehen beinahe wie drohend da in ihrer starren Unbeweglichkeit, als müßten sie den Frieden dieses Hauses bewachen. Vor wem? — Vor mir vielleicht? Um Gott nicht! Ich habe den festesten reinsten Willen, diesen Frieden bewahren zu helfen, meine äußersten Kräfte anzuspannen, die Tochter dieses Hauses glücklich zu machen, ihre Wünsche zu erfüllen, ihr durch Güte, Geduld und heitere Freundlichkeit zu ersetzen, was ich an Liebe — Liebe, wie sie der Mann zum Weibe seiner Wahl fühlt, wie ich sie gekannt und gefühlt habe, ihr nun doch einmal nicht geben kann. — Ich will ein Studium daraus machen, und was oft der heißesten Liebe nicht gelingt, einer Frau ein friedvolles Eheglück zu geben, das wird und muß der Dankbarkeit, dem Gefühl heiligster Verpflichtung gelingen. — Allzu schwer wird es nicht sein. Sie selbst weiß ja, muß ja doch wissen, daß mich keine unbezwingliche Leidenschaft zu ihr zieht.

Ich habe ihr nie dergleichen geheuchelt. Sie will mich eben. Warum weiß ich nicht. Ich habe so gar nichts vom „schönen Mann“, vom verführerischen Don Juan an mir, sonst doch so beliebte Eigenschaften sehr jungen Mädchen gegenüber. Mein Gesicht ist eigentlich ein Dugendgesicht aus einer langen Reihe von Nehns. So ähnlich haben sie alle ausgesehen, schmale braune Gesichter, fast barilos bis auf einen dunklen Flaum über den Lippen. Also nicht einmal die berühmte Manneszierde, ein flotter Schnurrbart, ward mir von der Natur zuteil, wie überhaupt keinem Nehn. Ich habe auch nicht Poncalets stolzsichone Figur, bin nur sehr groß, ja, und sehr schlank, um nicht zu sagen knochig. Bärenhorst bemerkte einmal, ich hätte etwas von einem englischen Vollblüter, aber schon trainiert, dicht vorm Start. Der Vergleich gefiel mir ganz gut. Aber daß das nun gerade auf so viel Verständnis bei der siebzehnjährigen Lilli Kallwein stößt, begreife ich nicht. Und geistig, seelisch kann die Bezauberung auch nicht vor sich gegangen sein. Was ich allenfalls dartin bieten kann, habe ich erst in unsrer kleinen Garnison durch Langweile, Einsamkeit, Mangel an Zerstreuungen gelernt und in freundschaftlichem Verkehr mit Poncalet und Gräfin Wanda, mir also eigentlich von andern Leuten angeeignet. Aber um es in der Unterhaltung mit der Kleinen anzuwenden, habe ich weder Gelegenheit gehabt noch gesucht.

Ich werde morgen um das Fräulein von Kallwein bei ihrem Vater anhalten. Und mit der Hochzeit werde ich dann nicht lange warten. Es ist ja alles so einfach, so schrecklich nüchtern für alle Beteiligten, daß man ruhig den kürzesten Weg zum Ziel einschlagen darf, ohne Befremden zu erregen. Das ist übrigens ein wahres Geschenk für mich, ich nehme es an, weil der sonst unausbleibliche Zusammenbruch meines Lebens mich dazu drängt, wie so viele andere. Die Mädchen heiraten doch so oft und so selbstverständlich wie wir auch nur aus realen Gründen. Und da sie nach absoluter Gleichheit mit uns Männern streben, kann die Initiative ja zur Abwechslung auch von ihnen ausgehen. Es würde manchem ganz bequem sein, wenn er nur zu warten braucht, bis ihn eine fragt: Willst du mich heiraten? — Sehr oft liegt das Schwierige darin, daß der Anstoß vom Manne ausgehen muß, daß er handeln und die Schiffe hinter sich verbrennen muß. Davon ist schon mancher topfscheu geworden und hat hier gezögert und hat da gezögert, bis er den rechten Augenblick verpaßte. Ich selbst lenne manchen, der vor lauter Bedenken und Überlegen und egoistisch pekuniären Kengsten nie zur Bewerbung kommt und von ganzem Herzen ja sagen würde, wenn ein nettes Mädel ihn einfach fragen würde. Daher plädiere ich für freies Wahlrecht der Frauen, wenigstens in dieser Beziehung. Es ist heute eine große Ruhe und Sicherheit über mich gekommen: Ich habe keine Wahl und das ist vielleicht gut.

Morgen um zwölf Uhr mittags werde ich um Lilli Kallwein anhalten. Uniform und Helm habe ich auf jeden Fall schon hergebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Botschaft des Brotes.
Von Martin Broskauer.

Der langbeinige Hochländer ging mit geschultertem Gewehr vor dem Eingang des Jnder-Lagers auf und ab. Schwarz und kalt lag die Nacht über den kahlen Bäumen zwischen den erdbraunen Felten, und von fern her trug der Wind das tiefe Dröhnen des Kanonendonners. Plötzlich fuhr der Posten auf und horchte in das Dunkel.

Aber er sah den indischen Sergeanten nicht, der flach an den Boden gedrückt im Schatten lag und mit finstern Gesicht nach dem Hochländer starrte. Der Posten lauschte einen Augenblick, dann ging er mit langsamem Schritt beruhigt seinen Wachtgang vor der Lagerpforte weiter. Der Jnder hatte den Soldaten, aus dunkeln Augen starrend, verfolgt, jetzt kroch er geräuschlos weiter, kreuzte im Schatten der Bäume den Weg und verschwand auf der anderen Seite der Straße. Bald war er aus der Hörweite des Postens gekommen, halb gebückt richtete er sich auf und eilte am Rande des Gehölzes davon, bis eine Reihe spitzer Felle vor ihm auftauchte. Vorsichtig ging er weiter und sah sich suchend um. Ein indischer Soldat kam hinter einem Felt hervor, der Sergeant rief ihn an:

„Gollah, Du Seyoh, wo ist das Felt der Vorgesetzten?“

Der indische Infanterist richtete sich auf:

„Dort in dem großen Felt hinter der Stange wohnen die Offiziere; und da drüben,“ er zeigte auf ein breites, flach hingelagertes Gebäude aus Feltstüchern, „ist das Felt der Korporale!“

„Seit wann seid Ihr hier im Faringi-Lande?“

„Seit Neamond!“

Der Sergeant winkte ab: „Gut, geht!“

Dann ging er auf das Felt der Unteroffiziere zu. Vor dem Eingang blieb er stehen und bückte sich lauschend, dann schob er den Vorhang zur Seite und trat ein. In dem niederen Raum saßen auf den Kanten hockend etwa dreißig indische Soldaten, auf dem Kopf den Turban, in Kaschi-Uniform gekleidet, alle auf dem Knieel die Tresen der Unteroffiziere oder Korporale.

Der Eintretende hob grüßend die Hände:

„Guten Abend, Kameraden! Ich bin der Duffadar Nihal Singh von den 4. Bengal-Reitern, Deute nach Sonnenuntergang kamen wir hier im Lager an, erst seit gestern sind wir im Lande der Faringi!“

Die bärtigen dunkeln Gesichter der Jnder wendeten sich dem Sprecher zu, doch alle schwiegen. Endlich sagte ein alter Soldat mit dem Abseiden eines Unteroffiziers, dessen weißgrauer transfer Bart selbstam den schwarzbraunen Kopf umrahmte.

„Sei willkommen, Duffadar, und sey' Dich! Warum kommst Du in der Nacht?“

Der Bengal-Reiter lachte grimmig:

„Weil ich wie ein feiger Hund mich fortschleichen mußte! Weil die Sahib-Offiziere verboten haben, daß einer von uns Neuen das Lager verläßt und mit Euch spricht!“

Der Alte ließ das Mundstück der Wasserpfeife, die er, wie fast alle anderen, vor sich stehen hatte, sinken.

„Kamerad,“ sagte er langsam, „was gibt es Neues in Bengal und Hindostan?“

Nihal Singh, der Duffadar der Lanzentreiter, stand auf und fragte:

„Wie heißt Du, Nail?“

„Ich bin Mi Tovi von den 23. Sikh-Pionieren; ich bin der älteste Nail im Lager hier!“ erwiderte der Alte würdevoll.

Der Sergeant sah sich vorsichtig um:

„Sind wir ganz sicher?“

„Ganz sicher, Kamerad! Nun sprich, was weißt Du von der Heimat?“

Der Bengal-Reiter beugte sich vor und sagte halblaut:

„Am Tage vor unserer Abfahrt kam ein Mann zu mir und brachte mir eine Botschaft für Euch alle, Kameraden, im Faringilande!“

„Was für eine Botschaft?“ riefen die tiefen Stimmen der Jnder zugleich. Nihal Singh griff an seinen Turban, nahm mit rascher Hand das vielfach gewundene Tuch ab, wickelte es auf und legte es flach auf den Boden. Mit einem dumpfen Rausprangen die Soldaten auf und starrten aufgeregt auf das Turbantuch, auf dem ein kleines flaches Stück trockenes Brot lag.

„Das Chupatti!“ rief jemand.

„Ja,“ sagte Nihal Singh mit heiserer Stimme, „ich soll Euch dieses Chupatti-Brot bringen! Brüder aus Hindostan und Bengal, die Zeit ist gekommen!“

Mi Tovi, der alte weißbärtige Sikh-Unteroffizier, legte dem Sprechenden rasch die Hand auf den Mund, dann sagte er:

„Hier von uns müssen hinaus und vor dem Felt waschen, damit kein Sahib uns überrascht.“

Lauslos gingen vier Jnder zur Tür und verschwanden im Dunkel. Der Alte fuhr fort:

„Duffadar Nihal Singh, woher kommt dieses Brot?“

Der Sergeant von den Bengal-Lanzentreitern lachte:

„Welche Frage, Mi? Es kommt von Delhi. Und heute nacht läuft auch durch jedes Dorf Bengalens ein Bote mit dem Chupatti-Brot, und in jedem Dorf werden wieder sechs neue Brote gebacken und weiter geschickt — als geheimes Zeichen für die Brüder!“

Der Alte winkte den Kameraden, und alle sanken in ihre Sitzstellung niederhockend in die Knie. Der Bengal nahm seinen Turban auf und wand ihm sorgfältig um den Kopf mit dem straffen schwarzen Haarknoten. Die andern sahen schweigend zu. Dann fragte einer:

„Welche Botschaft sagt das Chupatti?“

Nihal Singh beugte sich vor. Er kreuzte die Hände, als ob er beten wollte, seine schwarzen Augen leuchteten auf, und er sagte leise und eindringlich:

„Das Chupatti ist gebacken für die Söhne Bengals und Hindostans, für die Gläubigen des Propheten und für die Kinder des heiligen Siromes. Der Rajah in Delhi, den Ihr alle kennt, läßt Euch seinen Gruß sagen. Das Volk der Fremden, das uns beherrscht und bedrückt, ist in Gefahr, die Sahibs müssen in ihrem eigenen Lande kämpfen, der großer Kaiser von Frankistan und der Sultan der Türken sind ihre Feinde!“

Der Sergeant war aufgesprungen, seine Stimme klang rau und bringend, seine braunen Hände zitterten:

„Durch mich, den Brahminen Nihal Singh, soll Euch das Chupatti Botschaft bringen. Das weiße Volk ist in Not und holt uns aus der Heimat zu Hilfe. Wir sind stark und das Sahib-Volk ist schwach!“

„Das ist die Botschaft!“

Der Bengal saß zusammen und hockte sich im Kreise der Kameraden nieder. Schweigend starrten alle auf ihre Wasserpfeifen, deren dünne Schläuche wie kriechende Schlangen auf dem Boden lagen. Mi Tovi, der Sikh-Unteroffizier, sprach zuerst:

„Wir hören die Botschaft, doch wir sind nicht Alle. Laßt uns die andern holen!“

Mehrere Unteroffiziere sprangen auf und eilten zur Tür hinaus, gleich darauf kehrten sie mit neuen Kameraden zurück, und bald war in dem niederen Raum eine Schar von Jndern versammelt. Nicht Leib an Leib gedrückt, standen sie an die Feltwand gedrängt, in dumpfen Wellen wehte die Wärme der vielen Körper durch den Raum, und heiß klangen die erregten Atempfeife.

Der Duffadar Nihal Singh trat in die Mitte des Raumes und wiederholte seine Botschaft. Alle Augen starrten auf ihn, das heiße Schweigen durchglühte alle Gesichter, als er den Turban abnahm und das Chupatti-Brot hervorholte. Dann brach ein Sturm von Rufen und Fragen aus, die Stimmen erhoben sich leidenschaftlich, bis Mi Tovi Schweigen gebot. Er griff an seine Seite, wo das kurze breite Messer hing, und zerschchnitt das Stück Brot in viele kleine Teile. Jeden der Jnder rief er mit Namen und gab ihm ein Stückchen; dann beugten sich die beturbanten Köpfe wieder zusammen. Desser stifteten die aufgeregten Stimmen, und aus den krausbärtigen schwarzen Gesichtern glühten leidenschaftlich und feindsich die Augen der Sprechenden.

Plötzlich zeigte ein Pfiff der Wachen vor dem Feltthaus die Morgenstunde an, und leise und einzeln schlichen die Soldaten zu ihren Abteilungen zurück.

Zwei Tage später wickelten die Trommeln durch das Lager der Jnder. Die Mannschaften rannten zu den Gewehren, mit dem weichen tierartig einknirschenden Trab der Gollwölven eilten Gurkhas vorbei, noch im Lau die breiten Pendentriemen zucknallend, und rasch standen die indischen Regimenter, dem Alarm gehorchend, marschbereit da. Hinter den Bäumen leuchtete ein frostartiger kahler Winterhimmel, von der Straße her rasselten Geschüge und klangen Kommandorufe.

Dann ritten die englischen Führer heran. Die Eingeborenen-Offiziere machten ihre Meldungen; ein kurzes Befehlswort, vielfach weitergegeben, löste über den Blau, und die Regimenter marschierten in Reihen ab. Der Kanonendonner, dessen Schall den ganzen Tag wie eine dicke Dede zitternd über dem Lande gehergen hatte, wurde stärker. Man unterließ das Aufbrüllen der schweren Geschüge und den helleren Knall der Feindkanonen. Auf den Straßen trabten Wagen mit Bewundeten den Jndern entgegen, Autos jagten vorüber, und einmal schoß ein Patronenlenkschiff auf einem knatternden Motorrad wie ein Teufel blitzschnell mit schreiendem Warnungssignal vorbei, daß die Kolonnen erschreckt zur Seite fuhren.

Nun tauchten die ersten Infanteriestellungen auf, Meldereiter galoppierten her, hielten die säuwigenden Pferde kurz an und jagten zurück. Jetzt kamen die Befehle für die frischen Truppen. Zwei Regimenter gingen vor. In kurzem Trab, das Gewehr in der Hand, liefen die Jnder rechts und links um die Stellungen der Franzosen und Engländer und tauchten in den breiten Waldbaum, dessen Ausläufer sich dicht vor den Schützengraben hinzogen. Klätschend fuhr die Kugel der Deutschen in die Räume oder pflügte mit kurzem Rascheln durch das weisse Laub, die Signalfreien der Offiziere trillerten, und flach, wie mit einem Muck hingeworfen, lagen die Jnder am Boden.

Ein englischer Adjutant kroch von hinten aus den Stellungen zu den Führern heran:

„Befehl des Generals! Die Eingeborenen-Truppen sollen sofort im Sturmangriff gegen die Deutschen vorgehen, je weiter vor, desto besser. Die englischen Regimenter rücken sofort als Reserve nach!“

Neben dem Obersten der Sikh-Pioniere lag Mi Tovi, der alte Unteroffizier. Er verstand sehr gut Englisch, wenn er es auch den Vorgesetzten gegenüber nie zugab. Sein Gesicht wurde finster. Er

rückte nach rechts, wo der nächste Jnder lag und flüchtete ihm etwas zu. Wie ein leises Rauschen, wie eine tachtmähige Bewegung lief es durch die Reihen der braunen Soldaten; keiner der weißen Führer hatte etwas bemerkt.

Jetzt schritten die Pfeifen, die Offiziere sprangen auf, und die ganze Linie stürmte vorwärts in den Wald, den deutschen Stellungen entgegen. Aber schon nach wenigen Sprüngen ließen sich die Jnder fallen; und ehe noch die weißen Offiziere ein Wort sagen konnten, fuhren ihnen die breiten Messer der Nächstliegenden in Hals und Rücken. Mit Tobi sah mit blinkenden Augen auf den Oberst, der im Gras still dalag, wüßte das Messer sorgfältig im Grasboden auf und rief dem indischen Hornisten einen Befehl zu. Ein Trompetensignal klang, und gleich darauf hörte man das anseuernde Rufen und die ungleichmäßig stampfenden Schritte der aus den Reservestellungen heranstürmenden Engländer. Da gab der alte Sitz-Unteroffizier einen Pfiff auf seiner Signalköte ab, die indischen Korporale nahmen den Befehl auf; und kurz vor der Front der vordrängenden Engländer glitten die Reihen der Jnder dapon, geschmeidig und geräuschlos, duckten sich im Schatten, kroch zur Seite, bargen sich in laubgefüllten Gräben und gaben zu beiden Seiten den Engländern den Weg frei.

Und in die breiten Reihen der Stürmenden, die immer noch die Jnder vor sich wähten, brüllte das Gewehrfeuer der Deutschen, rissen die hämmernden Maschinengewehre der Feinde Lücken, die blitzschnell die Sturmkolonnen zu einzelnen richtungslosen Haufen auflösten.

Während die englischen Offiziere die wenigen noch Lebenden zu hatten und zurückzuführen suchten, während die Deutschen jetzt selbst zum Sturmangriff aus ihren Gräben sprangen, trabten die Jnder, unbeirrt durch das Säusen der Geschosse, rechts und links in weitem Bogen das Schussfeld umgebend, durch den dunkeln Winterabend über die hartgefrorenen Felder nach dem Lager zurück.

Entwickelt!

Ein interessantes und kühnes Kriegsabenteuer erzählt Ernst Rudolf in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Meber Land und Meer“. Er war mit seinem Auto in rechtschwarzer Nacht durch einen Wald gefahren, hatte sich zu weit vor die deutsche Front gewagt und wurde nun plötzlich von einer französischen Patrouille umringt, die ihn und seinen Autoführer gefangen nahm. Man brachte die beiden in ihrem Wagen nach einem stattlichen Gutshause in der Nähe, in dessen Hof sich schon etwa 20 Autos befanden. Nach kurzem Verhör wurden die beiden Gefangenen in ein ganz behagliches Zimmer geführt und konnten nun in Ruhe über ihre Lage nachdenken. Die Generalsabstarkte war ihnen durch einen Zufall bei ihrer Durchsichtung nicht abgenommen worden, und so konnten sie feststellen, daß die deutschen Schützengräben nicht mehr als 10—12 Kilometer entfernt waren. Schloßlos durchwachten sie die Nacht. Da hörte Rudolf gegen 4 Uhr morgens im Hof eine Unterhaltung, daß gegen 5 Uhr ein paar Wagen mit französischen Offizieren nach G. fahren sollten. „Wie ein Blitz durchfuhr es mein Gehirn: sollte man da nicht ausknicken können?“ erzählt Rudolf. Schnell die Karte her, die Taschenlampe. Nach einigem Suchen wurde ich G. Um dorthin zu gelangen, muß man den gleichen Weg einschlagen, den wir gestern kamen, bis fast zu der Stelle, wo man uns gefangen. Noch ein paar Minuten überlege ich. Es ist ein sehr gewagtes Spiel, wenn ich es versuche. Aber Gott verläßt die Deutschen nicht! „N., wollen wir ausknicken?“ „Ja, wenn's ginge, schon, aber 's geht nicht; und der Wagen ist so wie so hin.“ „Nein, wir fahren mit unserm Wagen.“ Der biedere Chauffeur sagt gar nichts mehr, hält mich aber scheinbar nicht für ganz normal. „N., lassen Sie mal auf. Unten steht unser Benz. Wenn um 5 Uhr mehrere Wagen wegfabren, fällt es gar nicht auf, wenn unsrer dabei ist. Wer weiß es denn, daß das ein gefangener Wagen ist; die beiden Posten, die gestern abend hier standen, sind nun längst abgelöst. Die Wagen sollen nach G., müssen also nahe an den Weg heran, den wir gestern Nacht verfehlt haben. Wenn wir als letzte fahren, können wir uns vielleicht drücken.“ „Na, mir soll's recht sein, ich mache mit; mehr wie totgeschossen wer'n kann mer nich.“ Wir verfolgen nun aufmerksam die Vorgänge unten im Hofe. Vier Wagen sind fertig zur Abfahrt; sie stehen nicht beisammen, sondern verteilt, ein Umstand, der für uns günstig ist. Halb fünf Uhr ist vorbei, wir müssen handeln. Leise schwingen wir uns zum Fenster hinaus auf das Gaket, das ungefähr einen halben Meter von der Mauer entfernt ist, und steigen hinab. Unbemerkt fangen wir unten an und warten hinter dem breitastigen Obstbaum. Noch zehn Minuten vergehen, da nähern Offiziere und begeben sich zu den bereitstehenden Wagen, deren Scheinwerfer blendendes Licht verbreiten. Jetzt ist unsere Zeit gekommen. Klopfenden Herzens gehen wir frank und frei hinter den Wagen herum, wo es dunkel ist. Niemand kümmert sich um uns, da alles beschäftigt ist, den Offizieren zu helfen. Mein Fahrer setzt sich an das Steuerrad, ich werde den Motor an, der gehoriam anspringt, und setze mich dann neben meinen Fahrer. Die Scheinwerfer haben wir nicht angezündet, um nicht erkannt zu werden. Wir warten. Stunden blinken uns die paar Minuten, bis endlich

die Autos sich in Bewegung setzten. Zwei, drei Wagen verlassen das breite Hoftor, da schalten wir die elektrischen Laternen ein und fahren los. Nicht hinter dem vierten französischen Wagen bieget wir durch das Tor hinaus auf die Straße — der erste Teil unserer Flucht ist geglückt! In flottem Tempo ziehen voru die Franzosen los. Aufmerksam vergleiche ich die Karte. Bald müssen die Franzosen rechts ab, wir aber zunächst geradeaus und später halblinks. Und richtig, schon sehen wir die Lichter des ersten Wagens nach rechts zu den Weg verlassen, die drei andern folgen, während wir entschlossen geradeaus steuern. Ein kurzes Stück weiter stehen französische Soldaten. Sie hatten wohl schon von ferne die Lichter der Wagen gesehen und hielten uns natürlich für Franzosen. Wir sausen glatt vorbei... So jagen wir mit sechzig Kilometer durch die Dämmerung. Sind wir noch nicht bald an den deutschen Linien? „Halblinks,“ rufe ich, als ich einen breiteren Weg den unsern kreuzen sehe. Wir biegen herum — und im gleichen Augenblick springen dunkle Gestalten aus den Straßengräben, die Gewehre schußbereit. Vorbei, denke ich, die Flucht ist mißglückt, während mein Fahrer mit wildem Fluche den Wagen zum Stehen bringt. „Hände hoch!“ ruft's uns entgegen, und „Deutsche!“ antworte ich, so laut ich kann. Da springen sie herbei, die grauen Vursen, mächtige Gardemänner. Wie flammen sie, als sie in uns Landsteute erkennen! Nachdem der Sachverhalt aufgeklärt war, hat man viel gelacht über diese kühne wohlgeleitene Flucht.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Buttermilch-Suppe: Man kocht Buttermilch auf, hat vorher Kartoffelbrei bereitet. Sobald die Buttermilch kocht, tut man den Kartoffelbrei hinein, so daß es eine ganz ebene dickliche Suppe gibt. Man schneidet Speck in seine Würfel, zerläßt ihn und schüttet diesen zerlassenen Speck in die Suppe.

Eine andere Buttermilch-Suppe. Beim Aufkochen der Buttermilch quillt man, um das Gerinnen zu verhindern, wenig Mehl in süßer Milch recht klar und gießt es zu der Buttermilch. Diefelbe muß dabei auf ziemlich starkem Feuer unter fortgesetztem Rühren kochen. Inzwischen kocht man Graupen oder Grütze in Wasser weich und tut sie in die kochende Buttermilch.

Schwarzwurzeln mit Fleischklößen und Kartoffeln. 1 Pfd. Schwarzwurzeln, 40 Gramm Fett, 60 Gramm Mehl, ¼ Pfd. gehacktes Fleisch, 3 alte Semmel, Salz, Pfeffer, Zwiebeln. Die Wurzeln werden geschabt, in Stücke geschnitten und um das Schwarzwerden zu verhüten, gleich in Essigwasser gelegt. 1 Liter Wasser wird zum Kochen gebracht, die Wurzeln mit etwas Salz hineingetan und gargekocht (ca. 1 Stunde). Inzwischen arbeitet man aus dem Fleisch, Salz, Gewürz und Semmel Fleischklöße, gibt diese zu dem Gemüse und läßt sie darin gar werden, dann nimmt man beides aus der Brühe. Mehl und Fett werden geschwigt mit ¼ Liter der Brühe aufgegossen und gut durchgekocht. Nun legt man die Klöße und Wurzeln wieder in die Sauce, läßt sie recht heiß darin werden und gibt sie mit Salz, Kartoffeln zu Tisch. Statt Schwarzwurzeln kann man auch Steckrüben, Kohlrabi, Sellerie und Blumenkohl nehmen.

Ägyptische Hieroglyphen.

Jedes Bild bezeichnet den Anfangsbuchstaben seines Namens, z. B. Sonne = s, Glas = g etc. Die Vokale sind zu ergänzen.)



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:
Bundesrat, Uhr, Narjes, Frau, Erde, Sand, Reseda, Utgen, Eberese, Hand.